

# Bücherbesprechungen = Comptes-rendus de livres

Autor(en): [s.n.]

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **48 (1952)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Bücherbesprechungen – Comptes-rendus de livres

Leopold Schmidt, Geschichte der österreichischen Volkskunde. Österreichischer Bundesverlag, Wien 1951. 205 S.

Der grosszügige und geistvolle Versuch, erstmals eine Geschichte der österreichischen Volkskunde ausserhalb des grossdeutschen Rahmens zu schreiben, ist mehr als eine aktuelle Reaktion des Österreicherers auf die unangenehmen Erinnerungen der jüngsten grossdeutschen Vergangenheit. Der Verfasser, welcher in der nationalistisch-neuroromantischen Welle der letzten Jahre politisch und wissenschaftlich klaren Blick und innerlich gefestigte Sachlichkeit bewahrte, sucht über die negative Anti-Romantik hinweg den Standpunkt eines neuen Realismus.

Dadurch gewinnt sein Buch den souveränen Überblick, die vornehme Zurückhaltung und den Willen zur Zusammenarbeit in allen persönlichen Spannungen, an denen es wahrlich auch im heutigen Österreich nicht fehlt. Als eine wohl unbewusste Unsachlichkeit erscheint dem schweizerischen Beobachter einzig die verkürzende Perspektive, in der dem Verfasser von seinem wienerischen Standpunkt aus Tirol und Vorarlberg erscheinen, die uns Schweizern soviel näher und vertrauter sind. Aber mit diesem kritischen Hinweis auf den österreichischen Regionalismus, der sein Gegenstück im schweizerischen Föderalismus hat, gestehen wir nur, dass der Volkskundler mit seinem Heimatstandpunkt, sei er in Wien oder in der Schweiz, immer wieder selber Objekt seiner Wissenschaft wird. Hier hat die Sachlichkeit ihre Grenzen.

Der ausländische Leser des Buches wird vor allem vergleichen. Er wird in der typisch österreichischen Spiegelung der geistesgeschichtlichen und wissenschaftsgeschichtlichen Epochen diese in ihrer Fruchtbarkeit für die Volkskunde seines eigenen Landes deutlicher erkennen.

«Humanismus und Renaissance»: In den Anfängen erscheint manches als europäisch übereinstimmend, vielleicht auch nur weil es weit zurückliegt. Humanisten (von Gilg Tschudy bis zu Cysat, bei dem der volkskundliche Sammeleifer wohl noch humanistisch ist) gewinnen auch bei uns die «Distanz des geistigen reflektierenden Menschen gegenüber dem Menschentum in überlieferten Ordnungen», wenn wir nicht doch schon spätmittelalterlichen Erscheinungen (bei uns Wittenweilers Ring) diese Reflexion des Volkstümlichen zubilligen wollen.

«Barock und Rationalismus»: Es fällt uns auf, dass in dieser Epoche der Gegenreformation, die doch für die praktische Gestaltung der volkstümlichen Kultur und Kunst so wichtig ist, in Österreich so wenig im Sinn volkskundlicher Sammlung und Reflexion geleistet wird, und dies Wenige vor allem von den verfolgten Protestanten. Bei uns wirkt umgekehrt die protestantische Orthodoxie dieses Zeitalters verarmend und lähmend nicht nur auf die volkskundliche Betrachtung (die hauptsächlich in der Bekämpfung des Aberglaubens besteht), sondern auch auf das Volksleben selbst. Bei uns weist Cysat noch in diese Epoche hinein, Sererhard mit seiner Delineation Graubündens aus ihr hinaus.

«Rokoko und Aufklärung»: Sie haben in Österreich wie bei uns das Interesse an volkstümlicher Kultur geweckt, wenn auch oft aus dem Zweckgedanken der Verbesserung. Durch Schweizer wie Haller, de Saussure, Scheuchzer und natürlich Rousseau kamen direkte Einwirkungen der Schweiz auf Österreich zustande, u. a. durch den Vermittler Belsazar Hacquet de Lamotte.

«Empire und Zentralismus»: Was in dieser Epoche in Österreich der höfische Volksmann Erzherzog Johann (dessen «Orakel» der Schweizer Johannes von Müller war), mit seinen statistischen Rundfragen für die Landes- und Volkskunde bedeutete, das ist in der Schweiz die Neue Helvetische Gesellschaft, der auch der hochverdiente Stalder angehörte. Im Sinn des vernünftigen Fortschrittes machten bei uns die ökonomischen und physikalischen Gesellschaften ihre Landesaufnahmen. Die «erste Hauptleistung der Volkskunde in Österreich» ist charakteristischerweise die Schrift eines Tirolers, Joseph Rohrer, «Über die Tiroler».

«Biedermeier und Romantik»: Beide standen, trotz der sonstigen österreichischen Eigenart dieser Epoche, in der Volkskunde unter dem Einfluss der deutschen Romantik, der Brüder Grimm, jedoch – im Gegensatz zur Schweiz – mit zunehmend deutschnationaler Prägung. Nur die Tiroler stützten die Eigenart ihres Landes seit den Freiheitskämpfen (und noch neuerdings bei Dörrer) immer wieder auf das alpine Rätertum. Der fruchtbaren Grimmschüler und Grimmepigonen sind in Österreich

viele (Vonbun, Alpenburg, Zingerle, Vernaleken), im Gegensatz zur Schweiz (Rochholz).

«Positivismus und Liberalismus»: Die romantischen Impulse wirken weiter, doch werden sie notwendigerweise auf den Boden der Wirklichkeit zurückgeführt, nicht zuletzt durch die Sachindogermanistik Meringers in Wien, durch welche auch die schweizerische Sach- und Hausforschung Anregungen erhielt. Durch die Initiative Michael Haberlandts wurde 1894 der «Verein für österreichische Volkskunde» gegründet – zwei Jahre vor der schweizerischen Gesellschaft –, und seit 1895 erscheint die «Zeitschrift für österreichische Volkskunde», heute «Österreichische Zeitschrift für Volkskunde» genannt, also wiederum zwei Jahre früher als unser «Archiv», das indessen von Anfang an sich im Titel nicht auf schweizerische Volkskunde beschränkte.

«Neuromantik und Nationalismus»: Völlig fremd wird uns diese Epoche Österreichs, wo in Wien wie kaum sonst irgendwo Germanentümelei, Arierglaube und Astralmythologie wissenschaftlich kultiviert wurden, z. T. durch grosse Anreger wie R. Much, L. von Schröder, Karl Spiess, Strzygowski, welche bis in die nationalsozialistische Zeit nachwirkten. Dass diese Richtung neben Unheilvollem und Unhaltbarem auch wissenschaftliche Leistungen hervorgebracht hat (Weiser, Höfler, Wolfram, Stumpfl als Muchschüler), wird von Leopold Schmidt in menschlich schätzenswerter Objektivität anerkannt.

«Historismus und Sachlichkeit»: Historismus ist m. E. zunächst ein Weg zurück, ein Anknüpfen an die vorletzte Epoche, aus der von Geramb in Graz und Wopfner in Innsbruck, die grossen und ehrwürdigen Verkörperungen der Steiermark und Tirols, mit ihren Schülern noch in die Gegenwart hereinragen. Koren und Oskar Moser haben mit ihren Arbeiten über den Pflug und über bäuerliche Möbel die modernen Musterstücke der historisch-archivalischen Aufarbeitung eines Stoffes geliefert. Der Schritt zur funktionalistischen Einordnung, wie sie dem neuesten Stand der Volkskunde entspricht, muss noch folgen. In die Gegenwart und die Gegenwärtigkeit wird auch die Stadtvolkkunde führen, zu der Leopold Schmidt in seiner Wiener Volkskunde, die zur Zeit ihres Erscheinens 1940 kaum beachtet wurde, den Weg gewiesen hat. Sachlichkeit aber und Zusammenarbeit sind die Grundsätze, in denen die österreichische Volkskunde sich jenseits aller politischen Ideologien wieder finden muss. Der verheissungsvolle Anfang dazu ist gemacht.

Von Leopold Schmidts Werk geht eine starke Anregung aus, auch unsern schweizerischen Weg der Volkskunde zu bedenken. Richard Weiss

Oswin Moro, St. Oswald ob Kleinkirchheim. Menschen, Sitte, Jahrlaufbrauchtum. Ein Buch vom Kärntner Bergbauerntum. Klagenfurt 1951. 270 S., Abb. und Taf.

Der 1941 verstorbene Verfasser hatte die Absicht, eine volkskundliche Monographie über das kärntische Bauerndorf St. Oswald zu schreiben. Die Arbeit ist leider nicht zustande gekommen. Der Bruder des Verstorbenen, Gotbert Moro, hat nun die dankenswerte Aufgabe unternommen, die in verschiedenen Zeitschriften und Zeitungen verstreuten Aufsätze von Oswin Moro über St. Oswald in einem Bande zu vereinigen. Sehen wir von einigen feuilletonistischen Stellen ab, die aber wohl in der endgültigen Fassung weggefallen wären, so möchte man diese Vorarbeiten als wesentliche Ansätze zu einer volkskundlichen Ortsmonographie werten, einer Ortsmonographie, wie sie in der Schweiz meines Wissens immer noch aussteht.

Seit 1924 hatte Oswin Moro das Dorf St. Oswald in den Mittelpunkt seiner volkskundlichen Arbeit gestellt. Daraus ergab sich nun eine überaus grosse Verbundenheit mit Land und Leuten, wie sie unbedingt nötig ist, um eine solche Aufgabe zu lösen.

Die Arbeitsweise von Moro lässt sich etwa durch folgenden Satz kennzeichnen: «Wenn wir dem Wesen des Volkstums auf den Grund kommen wollen, so dürfen wir nicht nur die buntfarbigen Seiten im Buche des bäuerlichen Lebens betrachten, sondern müssen auch die ungezählten gewöhnlichen, eintönigen Blätter, die zwischen jenen liegen, und gerade diese scharfsichtig anschauen, alle die oft verzweigten Linien ihrer im Alltagsgrau gehaltenen Zeichnungen verfolgen und, was ihnen allen gemeinsam ist, herauszufinden bemüht sein». Von diesem Grundsatz ausgehend, versucht nun der Verfasser alles genau, liebevoll und anschaulich darzustellen. Abstrakte Gedankengänge, weitschweifige Theorien fehlen. Dafür bieten die mundartlichen Belege und Aussprüche von Gewährsleuten einen reichlichen Beitrag zum Lokalkolorit. Zeichnungen und Photographien ergänzen den Text in sinnvoller Art und Weise.

Der Herausgeber hat die Aufsätze in drei Gruppen zusammengefasst: «Menschen, Sitte und Jahreslaufbrauchtum». Aus der reichen Fülle seien einige Hinweise gegeben. Als Einleitung dient ein Aufsatz, der St. Oswald als «eine Schatzkammer Altkärntner Brauchtums» preist. Im Abschnitt «Menschen» erstehen kleine Monographien von Gewährsleuten. Man erhält Einblicke in ihre Glaubens- und Lebenswelt, ihre tägliche Arbeit, ihre Freuden und Leiden. Solche Einblicke in das Leben und Denken eines Gewährsmannes sind wiederum Quellen volkskundlicher Erkenntnis. Weiter lernt man in diesem Abschnitt einen Teil der bäuerlichen Arbeit kennen.

Im Kapitel «Sitte» sei etwa auf den Aufsatz «Gruss-Sitten» hingewiesen, der jenen ganzen Reichtum bäuerlicher Gelegenheits- und Zeitgrüsse wiedergibt.

«Jahreslaufbrauchtum» nennt sich der letzte Teil des Buches. Hier versteht es Moro, in einzelnen Aufsätzen ein anschauliches Bild weltlicher und kirchlicher Bräuche zu geben. Hier, als Beispiel sei der Johannistag herausgegriffen, gelangt nicht nur der äussere Ablauf der Bräuche am Johannistag zur Darstellung, sondern es kommen auch die an diesen Tag sich anknüpfenden abergläubischen Vorstellungen zur Sprache. Moro geht allen Feinheiten und Besonderheiten nach, so dass er die Einstellung zum Brauch, brauchbiologische Fragen, das Mitleben der Dorfgemeinschaft in einer sehr anschaulichen, vom Beispiele ausgehenden Art darlegen kann. Mit gutem Recht hat der Verfasser auf Erklärungen und Parallelen zu einzelnen Vorstellungen und Bräuchen verzichtet, das hätte den monographischen Rahmen gesprengt.

Im Jahre 1952 soll unter dem Titel «Volkskundliches aus dem Nockgebiet Kärntens» weiteres von Oswin Moro gesammeltes Material erscheinen.

Walter Escher

Hilding Pleijel, *Från hustavlans tid*. Stockholm, Svenska Kyrkans Diakonistyrelsens Bokförlag, 1951. 207 p.

Unter dem Titel „Aus der Haustafel Zeit“ fasst Pleijel, Professor für Kirchengeschichte und kirchliche Volkskunde in Lund, mehrere seiner früheren Arbeiten, zum Teil in neuer Form, zusammen. Das Buch, welches leider keine nichtschwedische Zusammenfassung enthält, sei hier etwas ausführlicher als gewohnt besprochen, weil es uns für entsprechende Untersuchungen in protestantisch-kirchlicher Volkskunde wegleitend sein kann.

Die Haustafel, die *tabula oeconomica*, ist jener Teil des Lutherschen Katechismus, welcher von den Pflichten des Hausstandes handelt, von Obrigkeit und Untertanen, von Eheleuten, Eltern und Kindern und vom Gesinde.

1. «Haustafel Zeit». In diesem Kapitel zeigt der Verfasser, wie die Haustafel und der Kleine Katechismus überhaupt «das Rückgrat des menschlichen Denkens und Handelns» war im alten Schweden vor 1800, so dass sich diese Zeit aufs schärfste abhebt von der neueren extrem individualistischen Entwicklung.

2. «Die Haustafel oder die Lehre von den drei Hauptständen». Vor allem die Lehre von der *vocatio ecclesiastica, politica, oeconomica*, von Kirche, weltlicher Obrigkeit und Hausstand, beherrschte in der Lutherischen Fassung die hierarchischen Sozialvorstellungen der schwedischen Haustafelzeit. Die auch in der Imagerie populäre dargestellte Dreieitigkeit von Lehrstand, Wehrstand und Nährstand zerbrach dann durch die individualistische und radikalistische Reaktion des 19. Jahrhunderts.

3. «Ein südschwedisches Kirchspiel in der Haustafel Zeit.» Am Beispiel seines Heimatortes Lenhovda lässt uns der Verfasser eindrucklich nacherleben, in welchem Mass das Kirchspiel (schwedisch: «socken») die bäuerliche Welt bestimmte und begrenzte: in der Kirchspielstracht, in den Bräuchen des Kirchspiels, in Sonntagsfeier und Kirchgang, in den Festen des Jahreslaufes und des Lebenslaufes, in kirchlicher Zucht und Erziehung. Die Werkzeuge der letzteren waren vor allem der Katechismus und die «Husförfören», die Hausverhöre, welche unseren Zwinglischen Hausbesuchen durch den Pfarrer entsprechen. Auch bei uns gehören ja die Hausbesuchsrödel, neben den synodalen Visitationsberichten und den Ehegerichtsprotokollen, zu den wichtigsten, noch grossenteils unausgeschöpften Quellen kirchlicher Volkskunde, welche unter anderem den Buchbestand jedes Hauses erwähnen. Auf Grund der vollständigen Zusammenfassung und Bearbeitung solcher Materialien in dem von ihm geleiteten kirchenhistorischen Institut in Lund, kommt der Verfasser zum Schluss, dass in der altlutherischen Frömmigkeit in Schweden (und nicht nur dort) das Psalmenbuch eine überragende Stellung einnimmt. Es dominieren, wie das auch für andere Gegenden schon festgestellt wurde, die alttestamentlichen Vorstellungen im bäuerlichen Welt-

bild. Erst in der Folge der pietistischen Bewegung, in breiter Strömung erst im 19. Jahrhundert, wird die Bibel im ganzen, speziell das Neue Testament, zum Volksbuch. Unter den Postillen, die oft mehr gebraucht wurden als die Bibel selber, steht wie bei uns die von Johann Arndt an erster Stelle. In zwei besonderen Untersuchungen<sup>1</sup> hat Hilding Pleijel die Bedeutung der Bibel und die des Katechismus in der Entwicklung der schwedischen Volksbildung dargelegt.

4. «Ein småländischer Hirtenbrief aus dem Anfang der Haustafel Zeit». An diesem Dokument wird erneut deutlich, welche hervorragende Stellung der Luthersche Kleine Katechismus in der kirchlichen Volksbildungsarbeit einnahm.

5. «Die schwedische Sonntagsschule in historischer Schau» zeigt ein neues Mittel kirchlicher Unterweisung, das aus den andersgewordenen Anforderungen des 19. Jahrhunderts erwächst.

6. «Das liturgische Handtuch in der Priestertracht» wird, wie Pastorenbilder aus dem 19. Jahrhundert es bezeugen, in der rechten Hand gehalten. Der Verfasser zeigt, dass dieses heute verschwundene Abzeichen der geistlichen Würde — ähnlich wie die Bäffchen und schliesslich auch die Bestandteile der katholischen liturgischen Gewänder — vor dem 19. Jahrhundert der allgemeinen Kleidersitte angehörten. Das Nastuch in der Hand der Bäuerin am Sonntag ist noch ein Rest der allgemeinen Mode.

Im Zusammenhang mit dieser Trachtenfrage sei auf die methodisch wie prinzipiell bedeutsame Arbeit des wie Pleijel an der Universität Lund wirkenden Ordinarius für Volkskunde, Sigfrid Svensson, über „Schwarz und Weiss in der Konfirmations-tracht“ hingewiesen. Diese Arbeit, hervorgegangen aus Anregungen des Seminars von Prof. Sigurd Erixon, ist zusammen mit andern Arbeiten Svenssons erschienen als Band 15 der Abhandlungen des Nordischen Museums, Stockholm 1942, unter dem programmatischen Sammeltitle: «Bygd och Yttervärld», das heisst, Heimatwelt und Aussenwelt, mit dem Untertitel «Studien über die Beziehungen zwischen Neuheiten und Tradition».

Schweden steht heute in der volkskundlichen Forschung zweifellos an erster Stelle, auch was moderne Grundsätze und Methoden betrifft. Pleijels besonderes Verdienst aber ist es, auf dem Gebiete der Erforschung protestantisch-lutherischer Volkskultur bahnbrechend zu wirken. Entsprechende Untersuchungen für die reformierte Kirche fehlen fast ganz, obwohl die Volkskunde und die praktische Theologie davon neue fördernde Einsichten zu erwarten hätten.

Richard Weiss

Gottfried Henssen, Überlieferung und Persönlichkeit. Die Erzählungen und Lieder des Egbert Gerrits. Münster i.W., Aschendorff, 1951. 236 S., 8 Taf., eine Karte.

Henssen, bekannt als der Schöpfer des Zentralarchivs der deutschen Volkserzählung in Marburg, lässt in diesem Werk die Bedeutung der Persönlichkeit für die volkstümliche Überlieferung erneut deutlich werden. Das Archiv hält das Erzählte fest, während hier als Ausgleich — beides zugleich ist kaum möglich — ein Erzähler nach seinen biographischen, psychologischen und kulturellen Bedingtheiten durchleuchtet wird. Vergleichsweise können wir bei uns Leza Uffer, Rätoromanische Märchen und ihre Erzähler, Basel 1945, beiziehen.

Henssen traf 1935 in der Einsamkeit des Bourtanger Moores, nahe an der holländischen Grenze, auf den 85jährigen Gerrits, einen gebürtigen Holländer, der mit 11 Jahren als Hüterjunge auf einen emsländischen Bauernhof gekommen war, um dann in dieser Gegend als findiger Kopf, als handwerklicher Tausendsassa, als Musikant bei Hochzeiten, als Zeitvertreiber seiner Arbeitskameraden beim Kanalbau, sein Leben zu verbringen, weitherum bekannt und geschätzt unter dem Namen Köchel-Bätz (Köchel, Köcheler = goukelaere).

Grundsätzlich wichtige Ergebnisse dieses Persönlichkeitsbildes sind folgende:

1. Der begnadete Erzähler fühlt sich als *Künstler*, wie Zarn bei Uffer a.a.O. S. 62 ff., und er wäre wohl einer geworden in anderer Umgebung. Als Volkskünstler bleibt er weitgehend gebunden an seine Umgebung und ihr Traditionsgut, als Künstlerindividualität behauptet er eine relative Freiheit gegenüber andern Erzählern und Hörern und gegenüber dem Stoff.

2. In dem Traditionsgut, das er mit einer erstaunlichen Auffassungsgabe in sich aufnimmt, mischt sich Holländisches und Deutsches (auch sprachlich), Grimm-

<sup>1</sup> Skrifter i Teologiska och Kyrkliga Aemnen, Bd. 20 (1941) und 22 (1942), C.W.K. Gleerups Förlag, Lund.

sche Märchenfassungen sowie flämische und französische Erzählvarianten. Gerrit formt sie frei zur Einheit nach seinem künstlerischen Empfinden.

3. Der begabte Erzähler nimmt alles ihm Entsprechende, wo er es findet, auf und schafft selber eine Erzähllandschaft, indem seine Erzählungen und seine Erzählart oft bis in den Tonfall für eine ganze Gegend vorbildlich werden.

4. Die Erzählgemeinschaft (nach O. Brinkmann) wird ganz von dem überlegenden Erzähler beherrscht. Andere erzählen in seiner Anwesenheit höchstens als Lückenbüsser.

5. Wie viele der neuzeitlichen Erzähler, so etwa Spinass bei Uffer a.a.O. S. 75 ff., zeigt Gerrits die Neigung vom Märchen zum Schwank- oder Lügenmärchen. Die Zauberatmosphäre verflüchtigt sich. Das Märchen wird zur volkstümlichen Novelle oder kurzweiligen Geschichte — oder durch religiös gestimmte Naturen, wie Maria Cadonau bei Uffer, zur Legende. Charakteristisch sind für Gerrits die realistischen Verbesserungen an Grimmschen Märchen (S. 16 ff.), die vom Märchenstil (nach Max Lüthi, *Das europäische Volksmärchen*) abweichen. Aber gibt es diesen absoluten Märchenstil, wenn wir einmal vom Grimmschen Stil absehen? — Die Wirklichkeitsnähe zeigt sich bei Gerrits, ähnlich wie bei Spinass, in der Einführung von heimischen Örtlichkeiten und Personen, auch in gewissen lehrhaften Zügen. — Sagen als einfache Dokumentarberichte sind einer Künstlernatur wie Gerrits zu einfach und kunstlos.

Magnetophonaufnahmen, die bei Gerrits in Anwesenheit von vertrauten und mitlebenden Hörern gemacht wurden, vermögen die höchst persönliche Erzählrhythmik und den Tonfall vom Flüstern bis zum dramatischen Dialog wiederzugeben. Gestik und Mimik wurden in Filmaufnahmen und Photos festgehalten. Acht Bildtafeln, die dem Buch beigegeben sind, lassen den geistvollen Kopf dieses Mannes, der nur von einer Bäuerin notdürftig lesen und schreiben lernte, nicht mehr vergessen. Das höchst verdienstvolle Buch Henssens gibt in seinem zweiten Teil die Texte und Melodien der Erzählungen und Lieder von Gerrits. Zuerst aber blicken wir in das Leben und die Seele des Erzählers, in ein Stück wirklichen Volkslebens.

Richard Weiss

Hugo Moser, *Schwäbischer Volkshumor. Die Necknamen der Städte und Dörfer in Württemberg und Hohenzollern, im bayerischen Schwaben und in Teilen Badens sowie bei Schwaben in der Fremde, mit einer Auswahl von Ortsneckreimen.* (Schwäbische Volkskunde N. F. 9/10). Stuttgart, W. Kohlhammer, 1950. 467 S. 80. DM 15.80.

In ausführlichen Arbeiten sind bis jetzt die Ortsneckereien von Elsass-Lothringen durch H. Lienhart und von Holland durch J. Cornelissen dargestellt worden. Mosers Buch stellt sich würdig an die Seite dieser Werke. Der Reichtum der Spottnamen und Neckereien auf schwäbischem Gebiet ist erstaunlich, und schon die Sammlung all dieser Namen allein ist höchst verdankenswert. Darüber hinaus gibt Hugo Moser einen umfassenden Bericht über Einteilung, Form, Inhalt und Alter der Namen; er geht auch den psychologischen Triebkräften nach, und wir erhalten damit eine eigentliche Monographie über ein, vorläufig noch räumlich beschränktes, Gebiet der volkstümlichen Kleindichtung. Was bei einer solchen Arbeit zum erstenmal in überzeugender Weise durchgeführt wurde, ist das Zusammenstellen von Necknamengruppen in ihren gegenseitigen Beziehungen und Beeinflussungen auf Karten; man kann klar erkennen, wie ein Name «wie bei einer Kettenreaktion» andere auslöst, wobei es sich um gleiche Namen handeln kann oder um Gegenbildungen. Es erweist sich nämlich, dass neben dem Prinzip der Nachahmung und Übertragung dasjenige des Gegensatzes bisher im allgemeinen viel zu wenig beachtet wurde.

Viele Neckereien, besonders die Ortslitanien, sind wanderndes Gut; teilweise gehen sie zurück auf die Schwankbücher und Facetiensammlungen des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit, auf Bebel's Facetien, Frey's Gartengesellschaft, Kirchhofs Wendunmut, das Lalenbuch und wie sie alle heißen; auch die Zimmerische Chronik bringt eine Menge solcher Namen. Der Spieltrieb äussert sich in witzigen Veränderungen der Ortsnamen. Die Necknamen sind, nach Moser, Ausdruck des Gruppensinnes; sie entstehen da, wo ein ausgeprägtes Gruppenbewusstsein entwickelt ist, wo man nicht zu weit auseinander wohnt, so dass man sich gegenseitig ziemlich mit allen Schwächen und Eigenheiten kennt. Streulage und Kleinsiedlung erzeugen weniger Neckereien. Daneben hat es aber immer bevorzugte

Orte für den Spott gegeben, zunächst die Schildbürgerorte (eine Aufzählung europäischer Orte auf S. 400), dann etwa die in Schwaben so häufigen kleinen Reichsstädte. Konfessionelle Gegensätze mögen zum Spott reizen ebenso wie alte politische Gegensätze, wenn sie heute auch längst vergessen sind; kurz, alles was nicht zur eigenen Gruppe gehört, was anders ist und sich vom Selbstgewohnten abhebt.

Auf Einzelheiten einzugehen würde zu weit führen. Mit dem Elsass gemeinsam hat Schwaben z. B. die häufigen Schneckenamen; Kropf-Übernamen kommen auch in der Schweiz öfters vor. Die Schwanksagen bieten eine Menge von Parallelen, so die Mondfänger, über die H. Bächtold-Stäubli einen Artikel geschrieben hat, ferner die Schwänke über die Erschaffung des Menschen. Als Kleinigkeit möge noch auf die Bezeichnung Tannenkuh für den Tannzapfen hingewiesen sein, eine Erscheinung, die Rütimeyer mehrfach belegt hat. Wildhaber

Mai Fossenius, Majgren, Majträd, Majstång. En etnologisk-kulturhistorisk Studie. C. W. K. Gleerup, Lund 1951. 383 S., 4 Karten. S. Kr. 18.50.

Maigrün, Maibaum, Maistange werden in unserem Buch – das eine ausführliche deutsche Zusammenfassung enthält – nicht nur als hervorstechendes schwedisches Brauchelement bei den traditionellen Mittsommertänzen wie bei verschiedenen andern Gelegenheiten behandelt und mit Verbreitungskarten dargestellt. Das Hauptgewicht legt der Verfasser, ein Schüler von Sydows, darauf, am Maiproblem das prinzipielle Anliegen der schwedischen Schule vorzutragen und zu fördern. Die moderne Richtung der Volkskunde, die man als funktionalistisch oder als psychologisch-soziologisch bezeichnen kann, hat in Schweden unter der älteren Generation ihre stärksten Anreger und Vertreter gefunden in von Sydow und in Erixon. Beiden verbunden hat A. Eskeröd in seinem Buch *Årets äring* (1947) die eigentliche Programmschrift der neuen Richtung verfasst. Die Erntebräuche als Exempel benutzend, tritt er darin den vegetationskultischen Theorien Mannhardts und Frazers entgegen. Er zeigt die Fehler, ja die volkskundliche Unfruchtbarkeit der Jagd nach «Ursprüngen» und «Überlebseln» (survivals im Sinne Tylors), indem er beispielsweise das animistisch-dämonistisch gedeutete Zurücklassen der letzten Garbe auf dem Acker aus der Erlebniswelt und der sozialen Umgebung des Bauern heraus mit einer Scheu, den Acker ganz abzuräumen (einer Art horror vacui), begründet, der sich dann sekundär ominöse und magische Vorstellungen anschließen können.

Entsprechend zeigt nun Fossenius an Maigrün und Maibäumen, dass diese nicht als survivals von «ursprünglichen» Vegetationsträgern oder Fetischen ihre glaubens- und brauchmässige Bedeutung bekommen haben, sondern dass alle supranormalen Vorstellungen sich sekundär an die Feststangen der dörflichen Frühlings- oder Sommerfeste oder an den jahreszeitlichen Laubschmuck anknüpften (so gut wie sie sich heute an Parteisymbole oder an Automotoren anknüpfen können). Die schmückenden Eierschalen des Maibaumes sind keine Fruchtbarkeitssymbole, sondern eine Dekoration, die sich aus dem Eierschmaus des Mittsommertages ergibt. Die Maistangen in weiblicher Gestalt erweisen sich in kulturgeographischer Betrachtung als eine lokale formspielerische Sonderentwicklung aus Maistangen mit Querarmen. Wenn an die Maistangen auf den Dörfern und Höfen vegetative und erotische Vorstellungen und Redensarten sich anknüpften, so erklärt sich das (nach Eskeröd) aus den sozial bedingten Interessendominanten, d. h. aus dem Wunschdenken des Bauern, der bei dieser und andern Gelegenheiten an Saaten und Vieh denkt, und aus den natürlichen Redensarten und Vorstellungen der tanzenden Jugend, die hier, wie auch bei den Erntearbeiten, erotisch gerichtet sind. Andere Interessendominanten und anderes soziales Milieu ändert auch die Bedeutung der Maistange, die auf Truppenübungsplätzen oder bei modernen Kommunalfesten mit der Nationalflagge zur Flaggenstange und zum Nationalsymbol wird, so wie Flaggenstangen wieder zu Maibäumen umgedeutet werden können, dort etwa, wo es an geeigneten Bäumen fehlt.

Die Übertragung des Monatsnamens Mai auf den Laubschmuck mag auf westeuropäischem Boden erfolgt sein, weil der Laubschmuck, der als Jahresanfangsattribut im alten Rom am 1. Januar oder 1. März haftete, im keltischen Kulturbereich des Frankenreiches auf den Anfang des Sommerhalbjahres, auf den 1. Mai, übertragen worden ist. Das Wort «Maj» (als grüner Zweig) und die Sache (Maistangen als mit Grün geschmückte Feststangen) wären dann nach Fossenius durch deutsche Vermittlung zu Ende des Mittelalters nach Schweden gekommen. Sie haben dort mit der klimatisch bedingten Verschiebung auf Mittsommer eine besonders reiche Entwicklung

erfahren, von den Maistangen als Treffpunkt für die Tanzzusammenkünfte der Dorfjugend bis zu den modernen Maistangen der Herrenhöfe, Wohnblocks, Fabriken und Exerzierplätze, von den Mittsommerbüscheln bis zu den «Laubmärkten» der modernen Städte.

Die Schweden haben Entscheidendes getan zur Zerstreung des romantischen Nebels in der Volkskunde, und sie haben unsere Kritik geschärft gegenüber dem Erklärungsschema von Fruchtbarkeitszauber, Opfer und Dämonenabwehr, das in den Händen Unberufener als gesunkenes Kulturgut der Romantik unsere Wissenschaft unheilvoll kompromittiert hat. Andererseits wird der erfrischende Wind aus Norden die ernsthafte Forschung nicht dazu verleiten, nun ausschliesslich und vorsätzlich diesen Kurs zu fahren. Mit der Möglichkeit fortwirkender kultisch-dämonistischer-animistischer Triebkräfte des Brauches wird immer noch zu rechnen sein, besonders im mediterranen und katholischen Kulturbereich. Aus Portugal erhob jüngst Jorge Dias (vom Centro de Estudos de Etnologia Peninsular in Oporto) die Stimme gegen die überbordende Kritik an den Mannhardtschen Theorien in einem auch um des Gegenstandes willen interessanten Aufsatz über «Sacrificios simbólicos associados às malhas» (Symbolische Opfer beim Dreschen) in der neuen Zeitschrift «Terra Lusa», Nr. 1, S. 5 ff., Lisboa 1951. Richard Weiss

Elsa Mahler, Altrussische Volkslieder aus dem Pečoryland. Basel, Bärenreiter-Verlag, 1951. 179 Seiten Text, 175 Seiten Notenteil, 1 Karte und 6 Tafeln.

Der musikalische Westeuropäer kennt die enge Verbindung von Gesang und Brauch des russischen Volkes aus Igor Stravinskys choreographischen Szenen „Les noces“, einem Werk, das mit ungewöhnlichen orchestralen und vokalen Mitteln hochstilisierte picano-ähnliche Impressionen einer russischen Bauernhochzeit darbietet. Die Verfasserin führt den Leser in knapper Darstellung, jedoch in liebevoller und anschaulicher Weise vor die Wirklichkeit jener Volkstraditionen, die sie auf ihren Reisen in den Jahren 1937 bis 1939 in der an Bräuchen und Liedern reichen Gegend südwestlich des Peipussees erforscht hat. Sie schildert die Landschaft, ihre Geschichte und die Lebensweise des Volkes, das dort lebt, berichtet über die Liedaufnahmen mit Edison-Phonograph und Plattenschreiber, charakterisiert ihre Sänger und Sängerinnen. Eine einführende Behandlung erfahren sodann die Liedgattungen und die Bräuche, mit denen sie verbunden sind, die Totenklagen, denen die Verfasserin 1936 eine eingehende Arbeit gewidmet hat, die Hochzeitsgesänge, die Mädchen-, Tanz- und Scherzlieder, die Frauen-, Männer- und Soldatenlieder, Lieder über Räuber, historische Lieder, Ernte- und Weihnachtslieder. Die Texte werden in russischer Sprache und in deutscher Übersetzung mitgeteilt und ein sachlicher Kommentar zu vielen einzelnen Liedern beschliesst den Textteil.

Das Buch soll aber, wie die Verfasserin betont, vor allem ein «Notenbuch für westliche Musikologen» sein, um ihnen die Lieder zum Studium vorzulegen, denn an wissenschaftlichen Ausgaben russischer Volksliedmelodien besteht ein empfindlicher Mangel. Diesem Zweck dient der Notenteil, welcher 144 Liedmelodien mit zahlreichen Varianten enthält. Die Transkriptionen der ein- bis vierstimmigen Lieder — einzelne mit Handharmonikabegleitung — sind sorgfältig ausgeführt. Der Rhythmus der Lieder, so weit es unsere Notenschrift gestattet, ist wiedergegeben, tonliche Abweichungen von der temperierten Stimmung sind angemerkt. Die wechselnde Füllung der Mensurabschnitte („Takte“) werden im oder über dem Notensystem wiedergegeben. Die Verfasserin sieht die Taktstriche als überflüssig an, und man würde gerne erfahren warum. Kennt der Gesang ihrer Sänger keine Akzentuation, wird kein Unterschied zwischen Haupt- und Nebenakzenten gemacht? — Dann allerdings würde man auf die Taktstriche gerne verzichten. Bei den Übertragungen hat sich die Verfasserin durch Prof. Wladimir Pohl, Paris, Pierre Gobat, Basel und Wssewolod Lutschg, Zürich, beraten lassen. Sachliche Erläuterungen geben Aufschluss über Charakter der Lieder, ihre Rhythmik und Form, sowie über die tonartlichen Verhältnisse. Eingehend wird auch die reichentwickelte Kunst der Variation, wie sie beim Gesang der Lieder zur Anwendung kommt, behandelt, wird doch der Text bei gewissen Liedgattungen improvisiert, und die Musik muss natürlich dem Text angepasst werden. Diese Improvisation kann bei manchen Liedern in der Darbietung durch das vorliegende Werk geradezu miterlebt werden, so bei den Totenklagen oder den Mädchenliedern Nr. 42 und Nr. 45.



Dass es andererseits auch an Zusammenhängen mit dem deutschen Volkslied nicht fehlt, zeigt beispielsweise Nr. 43: „Der Rauhreif fiel nachts!“, wo der Vergleich mit dem Lied „Es fiel ein Reif in der Frühlingnacht“, das wir aus Zuccalmaglios Fassung kennen, über das gleiche Textmotiv hinaus auch im Rhythmischen und Melodischen eine gewisse Ähnlichkeit erkennen lässt.

Wertvoll sind auch die Bildbeilagen, die dem Leser die Landschaft, die Kloster- und Kirchenbauten des Pečory-Landes vorführen und die Sänger und Sängerinnen, die Hochzeits- und Beklagungsbräuche darstellen und interessante Parallelen zwischen der Kunst des musikalischen und dichterischen Variierens und der Motivvariierung in alten Stickereien aufzeigen. So bietet das neue Werk der Basler Slawistin eine Fülle von Anregungen, für die ihr der Leser zu grossem Dank verpflichtet ist. A. Geering

Geijer, Agnes, *Oriental Textiles in Sweden*. Copenhagen, Rosenkilde u. Bagger, 1951. 139 Seiten, 104 Tafeln (davon 18 farbig); Leinen Dän. Kr. 135, brosch. Dän. Kr. 110.—

Agnes Geijer, bekannt durch zahlreiche und hervorragende Publikationen über Textilien, gibt im vorliegenden Werk eine mustergültige Darstellung von orientalischen Textilien, die vor 1800, also nicht als Antiquitäten oder Museumsstücke, nach Schweden gelangten. Ihre Zahl ist überraschend gross, vor allem für das 17. Jahrhundert, der Periode reger aussenpolitischer Tätigkeit des Landes. Zum Teil handelt es sich aber auch um Gewebe aus dem 18. Jahrhundert, um Seiden aus dem 13. und 14. Jahrhundert und in einem Falle sogar um ein Stück aus dem Beginn des 10. Jahrhunderts. Diese reiche Fülle von Erzeugnissen chinesischer, indischer, mongolischer, persischer, türkischer und Krim-tatarischer Handfertigkeit ist in einem, in der Erfassung technischer und historischer Daten vorbildlichen und aussergewöhnlich reich illustrierten Katalog zusammengestellt. Drei vor allem kunsthistorische Kapitel über Seidengewebe, Stickereien und Teppiche geben zusammenfassende Erläuterungen dazu. Ebenso wichtig und vor allem auch volkscundlich von grösstem Interesse sind die Darstellungen von Schwedens Beziehungen zum Orient zur Wikingerzeit, im Mittelalter und im 16. und 17. Jahrhundert, wo diese Verbindungen mit asiatischen Textilzentren über Russland zeitenweise sehr eng waren. Darin kommt nämlich mit aller Deutlichkeit zum Ausdruck, dass die nordischen Länder durch lange Perioden hindurch keineswegs so abgeschlossen waren, wie man es auf Grund ihrer heutigen Sachkultur manchmal gerne haben möchte, dass im Gegenteil gerade hier sehr alte und bis in die Neuzeit hinein benützte Handelsrouten aus dem Osten endeten. Auch wenn die importierten Güter nicht für die breite Masse des Volkes bestimmt waren, ist es doch denkbar, dass das eine oder andere Stück davon seinen Weg dorthin fand oder doch in der Volkskunst seine Spuren hinterliess. Gerade für die orientalischen Textilien, die u. a. in Kirchen zur Schau gestellt wurden, muss man mit dieser Möglichkeit rechnen. Die einheimischen Formen der Gewebeverzierung z. B. konnten dadurch motivmässig bereichert werden, und denkbar ist sogar, dass bestimmte noch heute im Norden bekannte Mustertechniken auf diese Weise nach Skandinavien gelangten. Diese Frage stellt sich vor allem für bestimmte Arten der Reservemusterungen von Stoffen, für Ikat und Plangi, von denen die erste mit Sicherheit nachgewiesen ist, die zweite sehr wahrscheinlich ebenfalls bekannt war. Beide Verfahren sind seit sehr alter Zeit vor allem in den asiatischen Textilgebieten weit verbreitet und möglicherweise eben auf den asiatischen Handelsrouten nach dem Norden Europas gelangt. A. B.

Emil Stäheli, *Die Terminologie der Bauernmühle im Wallis und Savoyen*. St. Gallen, Fehr'sche Buchhandlung, 1951. XV, 134 S., 64 Abb.

Die prachtvolle Arbeit von R. Vieli über die Mühle in Romanisch-Bünden hat eine Fortsetzung erhalten in der Sach- und Wortstudie von E. Stäheli, so dass wir nun die Mühlen westlich und östlich des Gotthardmassivs überblicken. Nach einer Einleitung, in welcher sich Verfasser über seine Arbeitsmethode und den heutigen Stand des Müllereigewerbes im Untersuchungsgebiet äussert, folgt eine Beschreibung der Mühle, der Müllerarbeiten und Müllerutensilien in der Reihenfolge des technischen Ablaufs der Arbeit. Jedes einzelne Teilkapitel ist gefolgt vom entsprechenden Wortmaterial. Philologisch wird eine kleine Auswahl typischer Ausdrücke in einem Schlusskapitel näher untersucht. Sehr begrüssenswert ist auch ein Vergleich des neu gesammelten Materials mit demjenigen des Bündnerlandes. Ausführliche Wort- und Sachregister

schliessen die Arbeit ab. Ganz selbstverständlich für eine Zürcher sachkundliche Dissertation ist eine reichhaltige Illustration, die viel zum Verständnis des technischen Teiles beiträgt.

Bei den einzelnen Ausdrücken hätte man oft etwas detailliertere Angaben über das Aussehen des Gegenstandes wünschen mögen. So werden S. 8 unter dem Stichwort «*écluse* – Schleuse, Schieber» alle Ausdrücke vereinigt, die ganz verschiedene technische Einrichtungen bezeichnen, von denen aber alle die gleiche Funktion haben. Für den französisch Sprechenden bedeutet der Ausdruck *écluse* im allgemeinen einen Schieber im Kanal, der das Wasser ablenkt oder zum Überfliessen bringt; *trappe* hingegen eine Fallklappe im Boden des Kanals, die das Wasser nach unten abfliessen lässt. Einfache symbolische Zeichen, wie solche in den Sprachatlanten zur Charakterisierung von sachlichen Details mit Vorteil verwendet werden, hätten zu noch grösserer Klarheit beigetragen.

Geographische Namen sollten in ihrer offiziellen Form verwendet werden, da sonst der mit unserer Kleinräumigkeit weniger vertraute Ausländer leicht irre geführt wird. So ist St. Niklaustal auf der Karte nicht zu finden; gemeint ist das Nikolaital, das auf der neuen Landkarte nun Mattertal benannt wird. Pralovan (S. 3) dürfte für Pralovin verschrieben sein. Sehr erwünscht wäre eine Karte mit den Aufnahmeorten im Wallis gewesen, als Gegenstück zur Karte von Savoyen S. XV.

Beim Überblicken des gesammelten Wortmaterials fällt die relativ kleine Zahl von typischen Müllerei-Ausdrücken auf. Zahlreich sind die Wörter allgemeineren Sinnes, die auf spezielle Dinge der Mühle übertragen wurden (z. B. *bernadzo* 'Mehlschaufel' nach Ausweis des GPSR II 346 aber auch eine gewöhnliche Schaufel; *puots* das ebenfalls ausserhalb des Müllereigewerbes verwendet wird; *bok* dessen Bedeutung gleichfalls viel weiter ist, als nur 'Tragbock für den Mühlkanal'). Häufig sind auch die Beschreibungen und Umschreibungen eines Gegenstandes (*bokō* S. 88, *paexa*) S. 101 usw.). Oft hätte man gerne die Frage aus dem Questionnaire gekannt, vielleicht würden sich einige solche Umschreibungen klären. Wahrscheinlich dürfen diese etwas gesuchten Wörter als typische Zerfallerscheinungen der Müllersprache gewertet werden. Bereits ist ein Teil des Vokabulars aus dem Bewusstsein der heutigen Generation entschwunden und sie sieht sich gezwungen, bei solch genauem Abfragen mit alltäglichen Wörtern die Lücken zu füllen. Die Arbeit Stähelis vermittelt uns ein wirkliches Momentanbild aus dem Zerfall einer Berufssprache.

Die phonetische Seite des Materials erheischt einige Vorsicht. Ein Vergleich mit den Notierungen der Tableaux phonétiques ergibt ganz beträchtliche Abweichungen. Es wäre aber bestimmt ungerecht, diese Unstimmigkeiten nur dem Verfasser zuzuschreiben zu wollen. Er hatte ja an den meisten Orten keine Auswahl bei der Bestimmung des Gewährsmannes und musste sich mit dem Müller abfinden, den er eben auffand. Auffällig sind immerhin die vielen Akzentverlagerungen auf die erste Silbe (z. B. *márte*, *éntsapla*, *trémoye* usw.). Ich glaube kaum, dass es sich hier um eine normale, natürliche Akzentuierung handeln kann. Diese Erstbetonungen rühren wohl vom Abfragen her, das gerne die Gewährleute zu einem solchen unnatürlichen Betonen verleitet. Die Wörter sollten soviel als möglich in einem natürlichen Zusammenhang abgefragt werden und nach der Betonung im Satz notiert werden. Eine Überprüfung der Materialien auf ihre mehr oder weniger typische Sprechform wird daher stets am Platze sein.

Gesamthaft darf gesagt werden, dass Stäheli sich mit grossem Geschick in das technisch nicht ganz einfache Gebiet eingearbeitet hat und den Gegenstand in klarer und verständlicher Form darstellt. Es werden so sachliche und sprachliche Schätze aus einem auch im Wallis stark vom Zerfall bedrohten Arbeitsgebiet festgehalten und der weiteren Forschung zugänglich gemacht. Es wird einer spätern Arbeit vorbehalten sein, diese technische Sprache in einen grössern Zusammenhang zu stellen. Dies wird vor allem dann von besonderm Reiz sein, wenn auch noch das mittlere Stück, die südlichen Alpen, untersucht ist, und wir so den gesamten romanisch sprechenden Raum der Schweizeralpen überblicken können.

W. Egloff

Franz Grass, Pfarrei und Gemeinde im Spiegel der Weistümer Tirols. Im Kommissionsverlag bei der Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck 1950. 206 Seiten.

Wir haben einen besondern Grund auf diese kanonistische Untersuchung an dieser Stelle hinzuweisen. Das Buch enthält ungemein viel über kirchliches und weltliches Brauchtum im bäuerlichen Tirol, so über Kirche und Friedhof, Mesmer und

Glocken, Grenzen, Wetterläuten, Rechenmähler, Ketzer, Sittenpolizei, Feiertage, Prozessionen usw. Ein Orts-, Personen- und Sachregister erleichtert zudem die Benutzung. Es handelt sich um eine ganz ausgezeichnete rechtshistorische Arbeit, die auch in der Schweiz alle Beachtung verdient.

Ferdinand Elsener

Karl-Sigismund Kramer, Haus und Flur im bäuerlichen Recht. Ein Beitrag zur rechtlichen Volkskunde. Heft 2 der Sammlung «Bayrische Heimatforschung». München 1950. 38 Seiten.

Die vom Generaldirektor der Staatlichen Archive Bayerns herausgegebene Schriftenreihe will dem Heimatforscher knappe Zusammenfassungen geben. Das hier besprochene Heft handelt vor allem über den Hausfrieden, Hausspruch, Herd, Dach, Türe, Scholle, Zweig und Halm, Grenzrecht. Es wurden vorwiegend Quellen aus Bayern und Niederösterreich verarbeitet, vor allem die niederösterreichischen Weistümer, dann auch die Werke von Jakob Grimm. Ein kurzes Literaturverzeichnis mit Hinweisen zur Weistumsforschung und zur bäuerlichen Rechtsgeschichte sollen den Heimatforscher weiterführen. Leider unterlässt es der Verfasser, im Text selbst auf die einzelnen Probleme der Forschung hinzuweisen.

Ferdinand Elsener

Walther Keinath, Orts- und Flurnamen in Württemberg. Herausgegeben vom Schwäbischen Albverein E. V. Stuttgart 1951.

Aus der 1. Auflage, dem «Württembergischen Flurnamenbüchlein», ist nun ein stattliches Buch von 236 Seiten, mit ausführlichem Register, geworden. Es ist die beste allgemeinverständliche regionale Übersicht, die mir bekannt ist. Die Einteilung ist klar, sorgfältig überdacht und trägt dem Umstand Rechnung, dass nicht wenige Namen mehrere Deutungen zulassen.

Das Buch verzichtet bewusst auf jeden wissenschaftlichen Apparat, es schaut absichtlich nicht (wie etwa das «Obwaldner Namenbuch» von H. Müller, 1952) nach zwei Seiten. Trotzdem fühlt der Kenner sofort den sicheren Boden, auf dem er steht. Das Belegmaterial ist in reichem Masse vorhanden im «Württembergischen Flurnamenarchiv» in Stuttgart und wir müssen zugeben, dass für keinen schweizerischen Kanton des Mittellandes vorderhand eine vergleichbare Sammlung besteht. Aber das bei uns Vorhandene genügt um zu sagen, wie viele Dinge gemeinsam sind und wie die Beleuchtung, die sie südlich und nördlich des Rheins erfahren, zu gegenseitiger Erhellung führen kann. Mit Dankbarkeit werden wir jedenfalls zu dieser Hilfe greifen, die in so reichem Masse geboten wird.

Der Verzicht auf wissenschaftliche Begründung lässt naturgemäss viele Fragen offen, die das Buch nicht zu beantworten vermag; der Verzicht dürfte dem Verfasser manchmal nicht leicht gefallen sein. Die klare Scheidung der *-inghoven* und *-ingen*-Orte (im Sinne von Klein- und Grossdörfern) dürfte sich, jedenfalls südlich des Rheins, nicht halten lassen. Wir müssen noch stärker mit der nebenherlaufenden Möglichkeit der Benennung nach den Insassen rechnen, die auch Bestand hatte, wenn die Siedlung als solche sich längst schon gefestigt hatte. Auch die Bewohner der *-inghoven*-Dörfer konnten noch als *-inge* bezeichnet werden, bis ins hohe Mittelalter hinein, nicht im Sinne des Nachlebens von Sippennamen, wie W. Schneider meinte, aber von Insassennamen. Daraus hat die Familiennamengebung auf *-ing* geschöpft, die sich auch in Württemberg in enger Verflechtung mit den in den Ortsnamen verwendeten Personennamen zeigt. Der Forderung auf Seite 24, die genaueren Gesetze der Ortsnamewiederholung auf Grund der darin verwendeten Personennamen zu ergründen, versuche ich — in einem ersten Schritte allerdings nur — für den Zürichgau in einem Aufsatz nachzukommen, der in den «Beiträgen zur Namenforschung» erscheinen wird. Auch die *Weilerfrage*, die bei Keinath mit starker Anlehnung an Weller beantwortet wird, sieht bei uns anders aus, da eine so strenge Trennung zwischen *-weiler* und *-wil* schon aus lautlichen Gründen gar nicht möglich ist. *Wilre-wille-wil*: das Ergebnis kann so auch für lateinisch *villare* in *-wil* enden. Auch sollte man klar scheiden zwischen einer Siedlungskontinuität, die nur eine solche derselben Siedlungsstelle ist, und einer solchen, wo tatsächlich eine Berührung von alten und neuen Bewohnern und somit eine Namensübertragung stattgefunden hat. Dies ist aber bei der Besiedlung römischer Villenplätze durch die Alemannen nicht der Fall, «wil» ist ein Gattungswort, das für die Begründung eines neuen Hofes verwendet wird auch in Fällen, wo keine frühere Siedlung voranging. Dass eine günstige Siedlungsstelle als solche, ohne dass ein Name bekannt ist, immer wieder die Siedler anzieht, ist verständlich. Südlich des

Rheins sind die Wilnamen jedenfalls Zeugen erst der Ausbauezeit, was Hof-siedlungen an ehemals römischen Villenstätten, die bei der ersten Ansiedlung gemieden wurden, natürlich nicht ausschliesst.

Eine kurze Anzeige erlaubt nicht, auch nur auf einen Bruchteil der vielen Stellen einzutreten, wo sich Zustimmung oder Zweifel melden. Der Verfasser würde manche zu zerstreuen wissen. So glaub ich an die *Waltherstrasse*, die auf die Flucht Walthers von Aquitanien hinweisen soll, nicht auf den ersten Anhieb (Seite 201). Überhaupt ist der volkskundliche Ertrag, der zum Schluss geboten wird, naturgemäss nicht sehr gross. Es ist doch immer Zufall, wenn so etwas haften bleibt. Das meiste an Sagengut wird erst nachträglich in dunkle Namen hineingetragen. Ich muss mich selbst übermässigen Glaubens schuldig bekennen: im SAVk 43 (1946) 531 war mir noch nicht klar, dass beim Flurnamen *bei der Glaubeneich* der Glaube, dass dort «die kleinen Kinder geholt würden», erst sekundär ist, dass es sich primär einfach handelt um die *geloubeneich*, die belaubte Eiche, zu mittelhochdeutsch *geloup* (Adj.). So meine ich, dass wir auch die Belege auf *Teufels-* (S. 202) weitgehend streichen müssen (auch in der Schweiz: *Tüüfelschüle* «Teufelskirche» und andere), weil *Teufels-* einfach verstärkend dazutritt in der Bewertung von Geländestücken, die dem Bauer bei der Bearbeitung oder beim mühsamen Betreten besonders zu schaffen machen und deshalb «des Teufels» sind. Bei *Unbold* ist Konkurrenz des Familiennamens zu erwägen (vgl. *Unholz*, genetivischer Flurname in Zürich). *Unehren* (S. 204) kann mit *Ehrlos* (S. 110) auf Grundstücke gehen, die nicht in Ehren (das heisst in Anbau und Ordnung) gehalten werden.

Überhaupt ist die Gefahr gross, dass wir in ihrer Anschauung ungewöhnliche und auffällige Namen von unserm heutigen Standpunkt aus zu wichtig nehmen und mehr in sie hineinlegen, als dem Namengeber je vorgeschwebt hat. Als ein Beispiel: «Die bildhafte Sprache hat häufig etwas Urwüchsiges und Urtümliches an sich, etwa in kraftvollen und plastischen Ausdrücken wie *Essigkerug*, *Hosenlöchle*, *Wammesberg*, *Gottenhemd*, *Goldschüble* und *Leerer Sack*» (S. 183). Ich könnte hier nur «plastisch» gelten lassen.

Wer sich auf Schweizerboden mit Flurnamen befasst, wird gut daran tun, Keinaths auf umfassendem Material aufruhende Darstellung zu konsultieren. Eine wissenschaftliche Benutzung ist allerdings nur beschränkt möglich, und nur dann, wenn die württembergische Forschung selbst schon bekannt ist: eine etwas ausführlichere Bibliographie hätte den Zugang zu den methodischen Grundlagen erleichtern können.

B. Boesch

Alfred Faber, 1000 Jahre Werdegang von Herd und Ofen. München, R. Oldenbourg, 1950. 40 S. und 8 Taf. (Deutsches Museum, Abhandlungen und Berichte, 18. Jahrgang, Heft 3). DM 1.40.

In diesem Heft erhalten wir einen guten, knappen Überblick über die technische Entwicklung von Herd, Ofen, Heizung und Kamin bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts; wir erfahren dabei gleich noch allerhand über die «Erfindungen» und Versuche in früheren Jahrhunderten, wie sie im städtischen Hausbau des öfteren angewandt wurden. Wir sind für diese technisch klaren und einwandfreien Erläuterungen von Teilen des Hauses und der Wohnkultur immer dankbar. Die Abbildungen im Text und auf den Tafeln sind sehr instruktiv und sauber gedruckt.

R. Wh.

Ein Nachruf auf den verstorbenen Herrn Prof. Dr. Paul Geiger wird im nächsten Archivheft erscheinen.

Ausgegeben Juni 1952

Der Nachdruck sämtlicher Artikel ist nur mit genauer Quellenangabe gestattet

Buchdruckerei G. Krebs Verlagsbuchhandlung AG., Fischmarkt 1, Basel